

## 2 Zeit-Versehen: sinnlose Beschwerden über eine vergegenständlichte Zeit

### 2.1 Philosophie und Sprachverwirrung

Im ersten Kapitel wurde als Ziel der Philosophie ausgemacht, Erfahrungen zu koordinieren und zu erweitern. Viele Philosophinnen und Philosophen würden ihre Disziplin aber wohl eher sprachphilosophisch abstecken und als Leitmotiv die *Begriffsanalyse* benennen und vielleicht noch das Aufzeigen irreleitender Sprachverwendung.<sup>22</sup> Nun sind Spracherfahrungen ein sehr wichtiger Teil unserer Lebenswirklichkeit. In diesem Sinne ist ein solches Aufzeigen irreleitender Sprachverwendungen ein Ziel, das auch hier verfolgt werden soll, zumal es gerade im Zusammenhang mit dem Zeitbegriff häufig auftritt. Beginnen wir also mit dieser eher sprachkritischen Auseinandersetzung, bevor wir die Thematik und Zielvorstellungen wieder weiten.

Ein Großteil der irreführenden Redeweisen, die bei „der Zeit“ üblich sind, haben mit einer problematischen Vergegenständlichung zu tun.<sup>23</sup> Hier wird, vermutlich oftmals ausgelöst durch Gründe sprachlicher Bequemlichkeit, Zeit in den Status eines Gegenstands erhoben. Doch beschreibende Zuordnungen lassen keinesfalls immer auf einen konkreten Gegenstand schließen, der diesen Zuordnungen zugrunde liegt. So gibt es beispielsweise viele rote Gegenstände. Aber inwiefern folgt daraus, dass es „Röte“ gibt? Auch gibt es unendlich viele natürliche Zahlen; und man mag die Menge der natürlichen Zahlen entsprechend als unendlich bezeichnen. Aber daraus folgt mitnichten, dass es „das Unendliche“ gibt oder eine Zahl namens „Unendlich“.

Whitehead spricht in diesem wie ähnlichen Zusammenhängen von einem „Fehlschluss deplatzierter Konkretheit“ (*fallacy of misplaced concreteness*) und Dewey nennt es gar „den philosophischen Trugschluss“ (*the philosophical fallacy*).<sup>24</sup> Im ersten, noch unproblematischen, Schritt wird bei einem solchen Schluss die Aufmerksamkeit oder das Beschreibungsinteresse in eine bestimmte Richtung ge-

---

<sup>22</sup> Vergleiche etwa Wittgensteins (1984) berühmte Dikta, Philosophie sei „ein Kampf gegen die Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ (*Philosophische Untersuchungen* § 109) und dass es das Ziel der Philosophie sei, „[d]er Fliege den Weg aus dem Fliegenglas [zu] zeigen“ (*Philosophische Untersuchungen* § 309).

<sup>23</sup> Vergleiche zum Folgenden auch Sieroka 2016, 2017b, 2018b sowie 2020a.

<sup>24</sup> Vergleiche Whitehead 1950 [1925], S. 75–85, und Dewey 1958 [1925], S. 29. Ebenda, S. 27, spricht Dewey auch von einem „Fehlschluss der selektiven Betonung“ (*fallacy of selective emphasis*).

leitet, was zu einer nützlichen Unterscheidung führt – so wie man beispielsweise dank Farbzuschreibungen rote von blauen Socken oder rote von grauen Autos unterscheidet. Das Problem im Sinne eines Fehlschlusses liegt nun darin, dass das, was die Unterscheidung ausmacht, selbst zum konkreten Erfahrungsgegenstand erhoben und als konstitutiv für die „wahre Wirklichkeit“ betrachtet wird. Nun gibt es nicht mehr nur rote, blaue und graue Socken und Autos, sondern wir erleben auch „die Röte“, „die Bläue“ und „die Gräue“; nicht mehr nur „1“, „2“, „3“ und so weiter, sondern auch „Unendlich“. Etwas ganz Ähnliches liegt beispielsweise auch bei Abstrakta vor, wie sie uns in Statistiken begegnen. So mag etwa die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau in einem bestimmten Land eine sehr nützliche demographische Kenngröße sein. In Deutschland etwa betrug sie 1,58 im Jahr 2021. Aber es wäre ein eklatanter Fehlschluss, davon auszugehen, dass man in Deutschland Frauen begegnen kann, die 1,58 Kinder haben.

Diese Beispiele zeigen bereits, wie solche Fehlschlüsse vermieden werden können: nämlich genau durch eine Rückbindung an konkrete Erfahrungen. Keine Erfahrung wird uns davon überzeugen, dass es Frauen mit 1,58 Kindern gibt; und uns wird keine von konkreten Erfahrungsgegenständen losgelöste „Röte“ begegnen und auch keine Zahl namens „Unendlich“. Und dass genau dies nicht der Fall ist, sollte uns eben davon abhalten, auf die Existenz von Abstrakta als konkreten Erfahrungsgegenständen fehlzuschließen.

Im Kontext des Themas Zeit bedeutet das: Aus der Tatsache, dass sich Ereignisse und insbesondere Erfahrungen zeitlich ordnen und takten lassen, folgt mitnichten, dass es so etwas wie „die Zeit“ gibt – also eine Ordnung, die aus quasi inhalts- oder ereignislosen Zeitbausteinen bestünde.<sup>25</sup> Genau darauf hatte bereits die Redeweise von Zeit als einem unselbstständigen Teil von Ereignissen hingewiesen. Zeit ist eben keine Substanz (*sub-stantia*), sie kann nicht allein für sich stehen. Insofern könnte man bei Ereignissen eher davon sprechen, dass sie „eine Zeit haben“ – ähnlich wie eben Äpfel eine Farbe oder Töne eine Tonhöhe haben.<sup>26</sup>

## 2.2 Vergegenständlichende und ökonomische Redeweisen

Wenn aber Zeit keine Substanz ist und nicht die Eigenschaften abtrennbarer Gegenstände hat, dann wird auch deutlich, warum viele Redeweisen, in denen das Wort „Zeit“ vorkommt, irreführend sind. In vielen Fällen steht dabei – neben der

<sup>25</sup> Vergleiche ähnlich auch Kant 1974 [1781/87], A210/B255.

<sup>26</sup> Aber auch hier finden sich – wenn auch eher selten – gegenläufige Positionen. So vertritt etwa Koch 2006 die These, Zeit sei eine Substanz.

bereits erwähnten sprachlichen Bequemlichkeit – wohl das Bedürfnis nach einer (visuellen) Fixierung Pate. Das, was über Zeit beziehungsweise zeitliche Belange ausgedrückt wird, soll „anschaulich dingfest“ gemacht werden.<sup>27</sup>

Sprachliche Bequemlichkeit steht wohl auch hinter dem Ausdruck „Zeitenwende“, der immerhin zum *Wort des Jahres 2022* gewählt wurde. Eine „Wende“ ist üblicherweise eine Form der Umkehr – so etwa beim Segeln, beim Turnen und in der Politik. Aber ist hier tatsächlich gemeint, die Zeit laufe jetzt rückwärts oder die Zeit werde nun, wie bei einer Wendejacke, „auf links gedreht“? Wohl eher nicht. „Zeitenwende“ impliziert nicht, alles werde wieder genau so wie früher; was bei einer Umkehr der Zeitrichtung ja der Fall sein müsste. Stattdessen geht es viel allgemeiner und unspezifischer darum, dass – um es in einem anderen vergegenständlichenden Slogan zusammenzufassen – „die Zeiten sich ändern“ oder „eine neue Zeit beginnt“. Das erklärt auch den ansonsten eigentümlichen Plural („Zeiten“). Nun mag eine solche begriffliche Komprimierung ein nachvollziehbares Anliegen sein. Aber sie verkürzt eben doch die Bedeutung und sollte nicht zu einem Fehlschluss deplatzierte Konkretheit führen. Denn es geht nicht um eine Umkehr von Zeit. Es geht noch nicht einmal um eine allgemeine Änderung „der Zeit“. Es geht darum, dass sich am Charakter dessen, was passiert, etwas ändert. Irgendwie, so die Behauptung, änderten die Ereignisse ihre Charakteristik – wobei allerdings offenbleibt, ob diese Änderung überhaupt direkt mit der Zeitbehaftetheit von Ereignissen zu tun hat.

Kommen wir von der Umkehr zur Umstellung: Volkstümliche Redeweisen wie etwa diejenige von einer „Zeitumstellung“ sind ebenfalls nicht präzise und beruhen auf einer Vergegenständlichung. Was genau sollte es denn heißen, „die Zeit“ umzustellen? Was umgestellt oder verändert wird ist die lokale Uhrzeit, also quasi die Benennung der jeweils gegenwärtigen Momente (mit all den Konsequenzen, die das auf den individuellen Schlafrhythmus und Tagesablauf haben mag). In diesem Sinne ist also „Uhrumstellung“ der präzisere Ausdruck, oder – für diejenigen, die bei „Uhrumstellung“ an das Verrücken einer Standuhr im Wohnzimmer denken – noch besser „Uhrzeitumstellung“.

Nun gibt es aber auch Verwendungsweisen, die nicht nur unpräzise sind – oder nicht nur schlicht kurios wie beispielsweise die temporalen Architekturkomponenten, die uns in Form von *Zeitfenstern* und *Zeitkorridoren* begegnen. Manche metaphorische Verwendungsweisen laden nämlich – anders als die Zeitfenster –

---

<sup>27</sup> Damit soll keinesfalls die Dynamik der visuellen Wahrnehmung geaugnet werden, wie sie beispielsweise Boehm 2017 für die Betrachtung von Kunstwerken herausgearbeitet hat. Doch das ist genau der Punkt: Dies muss eben zusätzlich betont werden. Die geläufige Assoziation – auch innerhalb der Philosophie – ist die zwischen Sehen und Permanenz. Das Augenscheinliche gilt gemeinhin als das Statische, Gegenständliche.

stärker dazu ein, sie wörtlich zu nehmen, und bringen dadurch unter Umständen leidvolle Konsequenzen hervor. Dies gilt insbesondere für vergegenständlichende Redeweisen wie etwa „Zeitdruck“, „Zeitverlust“, „Zeitgewinn“ oder „Zeitersparnis“, die zudem einen prominenten ökonomischen Bezug haben und denen man mittlerweile in sehr vielen Kontexten begegnet – bis hin zu den Verkehrsnachrichten im Radio, bei denen gerne darauf hingewiesen wird, auf welchen Strecken die Autofahrenden denn wie viel Zeit „verlieren“.

Ökonomische Redeweisen über Zeit sind ohne Zweifel dann sinnvoll, wenn über Arbeitszeiten und Stundenlöhne gesprochen wird. Aber in der gleichen Weise über individuelles Zeiterleben zu sprechen, mag eher irritieren oder gar verstören. Obwohl doch klar sein sollte, dass Zeit nichts Konkretes ist, das wirklich drücken kann, und man Zeit auch nicht wie einen Schlüssel nachts im Dunkeln verlieren oder wie einen Teddybären auf dem Jahrmarkt gewinnen kann, erzeugen Begriffe wie „Zeitdruck“ und „Zeitverlust“ trotzdem eine (oft leidvolle) Lebenswirklichkeit. Denn so, wie es einen Einfluss auf das Verhalten und die Selbstwahrnehmung hat, wenn jemand von seinem Umfeld permanent als „Versager“, „Nichtsnutz“ oder gar als „Abfall“ (vergleiche das englische Wort *junkie*) tituiert wird, so verändert es ebenfalls etwas, wenn mir permanent eingeredet wird, ich würde Zeit verlieren und solle doch gefälligst sparsamer mit ihr umgehen. Solche Vergegenständlichungen mögen dann zu einem Erleben führen, das entsprechend als „Zeitdruck“ tituiert wird und dessen Realität gar nicht mehr infrage gestellt wird. Zugleich tut man aber in anderen Kontexten jeden als irrational und abergläubisch ab, der beispielsweise vergegenständlichend von einem Albdrücken berichtet; denn es sei ja klar, dass es keine nachtaktiven Dämonen gibt, die sich auf die Brustkörbe von Schlafenden setzen. Nichtsdestoweniger leidet die Person aber, die über das Albdrücken klagt. Der entscheidende Punkt ist also in beiden Fällen derselbe: Auch wenn die materielle Existenz des Leidauslösers (hier also „die Zeit“ beziehungsweise ein Dämon) eine Illusion ist, der Leidensdruck ist es nicht. Und den Nährboden für diesen Leidensdruck bilden eben die entsprechenden vergegenständlichenden Redeweisen.

Entsprechend kann man solche Wortverwendungen auch nicht einfach mit dem Hinweis abtun, es handle sich „ja bloß um metaphorische Redeweisen“. Denn das Leiden ist echt und kann dementsprechend wohl nur durch die aktive Vermeidung solcher Verwendungsweisen nachhaltig gelindert werden. Das gilt, um nur ein weiteres Beispiel zu nennen, durchaus auch für innerphilosophische Auseinandersetzungen, wenn beispielsweise aus der Redeweise vom „Fließen der Zeit“ die verunsichernde metaphysische Frage folgt, wie schnell genau sie denn fließe.<sup>28</sup>

---

28 Zu Letzterem vergleiche Olson 2009.

Mit diesen kritischen Beobachtungen soll aber keinesfalls generell gegen die Übertragungen von Redeweisen von einem Bereich in einen anderen argumentiert werden. Es geht nicht generell um den Gebrauch von Metaphern, sondern um deren konkrete Wahl und darum, wie hier der Umgang mit Sprache unser Denken und allgemeiner unser Erleben reflektieren und prägen kann. Deshalb sind metaphorische Redeweisen beispielsweise auch besonders wichtig, um sich etwa neue Phänomenbereiche gleichsam interaktiv zu erschließen – und auch umgekehrt, um Neues über den Phänomenbereich zu erfahren, aus dem die Metapher stammt. Allerdings geht es bei solch interaktiven Metaphern zumeist um strukturelle Zusammenhänge, also um Verhältnisse und nicht um simple Vergegenständlichungen.<sup>29</sup>

Redeweisen, die in eigentümlicher Weise vergegenständlichen, gibt es übrigens nicht nur zu „der Zeit“ im Allgemeinen, sondern etwas spezifischer auch zu den drei Zeitektasen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.<sup>30</sup> Sie werden dann nicht als unselbstständige Teile von Ereignissen gedacht, sondern es wird beispielsweise „die Zukunft“ als selbstständiger und quasi inhaltsfreier Gegenstand ausgewiesen oder postuliert. So konnte man im Bundestagswahlkampf 2020 auf Wahlplakaten lesen: „Der Schulweg muss wieder in die Zukunft führen.“ Und bis vor Kurzem rühmte sich die älteste Universität Deutschlands auf ihrem Logo damit, dass sie „Zukunft seit 1386“ liefere. Kombiniert mit den Redeweisen von oben mag man sich hier fragen, ob dies nun bedeute, dass wir in der Zwischenzeit mehr als sechshundert Jahre Zukunft *gewonnen* haben oder doch eher *verloren*. Etwas allgemeiner und ernsthafter mag man sich fragen, ob denn Slogans angemessen sind, die mit einer solchen inhaltsleeren und damit vermeintlich auch völlig frei gestaltbaren Zukunft werben. Denn in Wirklichkeit geht es immer um konkrete Ereignisse, um konkrete gesellschaftliche Herausforderungen, denen wir begegnen.

Bemerkenswert – und irritierend – ist bei alledem, wie bereitwillig auf solche Vergegenständlichungen von Zeit zurückgegriffen wird und man das Wort „Zeitenwende“ gar kürzt, während gleichzeitig die Sensibilität für unangemessene und womöglich leidbringende Folgen von Sprache in anderen Kontexten immens steigt – wie beispielsweise bei Anreden und Genusformen. Irritierend ist dies vor allem auch deshalb, weil sich gerade bei vergegenständlichenden Redeweisen über Zeit sehr schnell wechselseitige Unstimmigkeiten einstellen. Beispielsweise möchte man sich üblicherweise dessen entledigen, was einem *im Nacken sitzt*. Aber bei der Zeit

---

<sup>29</sup> Vergleiche hierzu Black 1962, S. 32–44, und Hesse 1963, S. 157–177.

<sup>30</sup> Zu Zeitmetaphern allgemein sowie zu ihrer historischen Entwicklung vergleiche unter anderem Demandt 2015, S. 11–92.

sollte man das tunlichst nicht machen: *Zeit totschiagen*, wenn einem *die Zeit im Nacken sitzt*, ist kein guter Plan.

Und auch die aktuelle und mannigfaltige Ratgeberliteratur zum Thema Zeit ist voll solcher Unstimmigkeiten. Da wird beispielsweise aufs Schärfste gegen materiell-ökonomische Redeweisen gewettert, um die Leserinnen und Leser anschließend dazu aufzurufen, endlich „Zeit zu sparen“.<sup>31</sup> Zu solchen begrifflichen Ungereimtheiten gesellen sich oftmals auch inhaltliche Fragwürdigkeiten – vor allem, wenn wieder einmal ein allgemeines „zurück zur Natur“ ausgerufen wird, um dem vermeintlichen Niedergang der Menschheit zu begegnen, der auf Industrialisierung basiere und durch den Uhrenbau eingeläutet worden sei. Was den Umgang mit Zeit anbelange, müssten wir uns an vorindustriellen Gesellschaften orientieren und uns wieder den ureigensten natürlichen und insbesondere leiblichen Lebensrhythmen zuwenden.<sup>32</sup> Doch ist es wohl bestenfalls verklarte Romantik zu glauben, es sei so viel schöner, ein Gewitter oder eine Schwangerschaft in einer mittelalterlichen Stadt zu erleben statt in einer modernen. Und auch die zeitgeistig angesagte Flucht in klösterlich spirituelle Kontexte mutet in diesem Zusammenhang eher skurril an, sind doch gerade Klöster Orte höchst disziplinierter zeitlicher Taktungen und tatsächlich auch historisch zentrale Wegbereiter für das, was sich dann später in mechanischen Uhrwerken gleichsam eisern manifestierte.<sup>33</sup>

Begriffliche Unstimmigkeiten aufzudecken ist also wichtig, darf aber umgekehrt nicht dazu führen, an anderer Stelle zu erklären oder undifferenziert beispielsweise die Stechuhr als die vermeintliche Quelle des Bösen zu brandmarken. Stattdessen ist genauer zu fragen, wie beispielsweise der Uhrenbau zur Disziplinierung von Arbeitszeiten geführt hat und inwieweit dies den Rhythmus alltäglicher Lebensgewohnheiten und auch die Wahrnehmung von Zeit verändert hat. Doch dazu unten mehr. Hier ist vorerst nur wichtig anzumerken, dass vergegenständlichende und vor allem ökonomische Redeweisen über Zeit tatsächlich oft und schnell zu Unstimmigkeiten führen. Redeweisen von Zeit als Geld funktionieren nur sehr bedingt, da man Zeit eben nicht anhäufen kann, nicht wirklich verlieren und sie einem, solange man lebt, auch nicht ausgehen kann und so weiter. Damit fehlt solchen Redeweisen aber der interaktive Charakter, der ja gerade, wie eben schon betont, den Nutzen von Metaphern ausmacht. Einfach das Wort „Zeit“ durch das Wort „Geld“ zu ersetzen, ist in der Regel wenig erkenntnisfördernd.<sup>34</sup>

<sup>31</sup> So lauten beispielsweise die zentrale These und Aufforderung in Odell 2023.

<sup>32</sup> Vergleiche beispielhaft wiederum Odell 2023.

<sup>33</sup> Vergleiche Dohrn-van Rossum 1992, S. 39–44.

<sup>34</sup> Erkenntnisfördernd wäre hier wohl allenfalls der umgekehrte Weg, bei dem unser vergleichsweise komplexes Zeiterleben und -verständnis einen differenzierenden Einfluss darauf nähme, wie wir Geld wahrnehmen und mit ihm umgehen.

Wofür eine solch schlichte Eins-zu-Eins-Ersetzung allerdings sorgt, ist Stabilität. Und überhaupt ist Vergegenständlichung dann erstrebenswert, wenn man etwas eben *dingfest* machen und sich keinen Veränderungen aussetzen möchte. Doch das wirkt gerade beim Thema Zeit abwegig. Statt sich also allzu schnell vergegenständlichende Redeweisen über Zeit zu eigen zu machen, sollte man sich ihrer Unstimmigkeiten bewusst werden und versuchen, letztere zu explizieren. In der Folge ließen sich solche Redeweisen auch wieder abbauen. Es käme – um auch dies einmal in einer ökonomischen Metapher auszudrücken – zu einem „Abflauen einer Konjunktur“. Denn um mehr geht es nicht bei solch substanzlosen Redeweisen. Zeittheoretisch gesprochen sind sie – wie vieles andere, das Konjunkturen durchlebt – nichts als *Kurzzeitphänomene des Zeitgeistes*.

## 2.3 Diverse Erfahrungen und eine übereilte Kulturkritik der Be- und Entschleunigung

Bei aller Kritik ist es aber, um eben nicht undifferenziert zu werden, auch wichtig, diejenigen Erfahrungskontexte anzuerkennen, in denen bestimmte Redeweisen ihren Sinn haben. Wie erwähnt können ökonomische Redeweisen sehr sinnvoll sein, wenn etwa Arbeitszeiten und Stundenlöhne verhandelt werden. Allerdings betreffen sie Menschen immer auch in unterschiedlicher Art und Weise. Zum Beispiel betreffen sie im heutigen Deutschland einen Angestellten anders als eine Rentnerin oder ein Kindergartenkind; und sie betreffen die Angestellte in Deutschland anders als diejenige in Indien, dem Iran oder auf Island. Überhaupt sind die sehr unterschiedlichen und oft recht komplexen Erfahrungskontexte ernst zu nehmen, in denen Menschen leben und in denen sie Zeit erleben. Das gilt beispielsweise, wie gerade schon angedeutet, im kultur- oder generationenübergreifenden Vergleich, aber es gilt insbesondere auch für Menschen, die eher am Rand unserer Gesellschaft stehen. Die Erfahrungen im Erleben und Umgang mit Zeit, wie sie etwa in Deutschland ein durchschnittlicher Angestellter macht, unterscheiden sich nämlich nicht nur von denjenigen eines hiesigen Kindergartenkindes und einer Rentnerin. Diese Erfahrungen dürften auch sehr verschieden sein von denjenigen, die ein Mensch macht, der arbeitslos ist oder ohne Arbeitserlaubnis in einer Flüchtlingsunterkunft lebt oder in einer Justizvollzugsanstalt einsitzt.

Wie unterschiedlich solche Erfahrungen im Erleben und Umgang mit Zeit sein können und dass sie auch keinesfalls „auf ewig“ stabil sind, ist gerade während der COVID-19-Pandemie deutlich geworden. Während für die einen der Alltag zum Stresstest wurde zwischen *home schooling*, weiteren neuen Betreuungsaufgaben und komplizierten Hygieneregeln, haben andere die „zusätzliche Zeit“ genossen, die



durch das Wegfallen des Arbeitswegs entstand. Und für wieder andere gab es fast gar keine pandemiespezifischen Effekte.

Und so führte die Pandemie, wenn auch nicht für alle, so doch für viele zu deutlichen Veränderungen in den Taktungen des Alltags und damit zu Verschiebungen im Zeiterleben. Dadurch wurde auch mehr über Zeit und Zeiterfahrung diskutiert – und so manches Mal wurde aufgrund der unterschiedlichen Erfahrungen aneinander vorbeigeredet oder mussten die Äußerungen der einen (beispielsweise über besagte „zusätzliche Zeit“) für die anderen wie ein blanker Zynismus wirken. Weiterhin ließen sich neue Erfahrungen zum Teil nicht ohne Weiteres einordnen, führten zu Unsicherheiten, konnten aber vielleicht dadurch abgemildert werden, dass sie verlässlich in tägliche Routinen – man könnte auch sagen: Rituale – eingebaut wurden. „Zeit in Zeiten von Corona“ wurde zum Thema, und es hat sich durchaus ein breiteres Bewusstsein dafür entwickelt, dass und wie die Wahrnehmungen von Ereignisabfolgen und Zeitintervallen nicht immer gleich sind – und vor allem auch nicht für jeden in jeder Lebenssituation.<sup>35</sup>

Ähnlich divers oder vielfältig zeigt sich das Zeiterleben auch im Kontext neuer Technologien und der sogenannten Digitalisierung. Beides hat ohne Zweifel Einfluss auf unseren Umgang mit und in der Zeit, und beides bedarf einer breiten gesellschaftlichen Auseinandersetzung und kritischen Reflexion. Aber auch hier gibt es starke Unterschiede je nach Lebenssituation. Jüngere Menschen, im Sinne der sogenannten *digital natives*, wirken beispielsweise durch Smartphones und andere neuartige Technologien oftmals deutlich weniger gestresst als so manche Mitvierzigerin oder so mancher Mitsechziger. Aber auch innerhalb der verschiedenen Alterskohorten gibt es Differenzen etwa in den präferierten Kommunikationstechnologien, der dafür verwendeten Hardware und den damit einhergehenden Taktungen. Die eine schreibt schneller und lieber am Computer, der andere am Smartphone; um sich mit Freunden auszutauschen, verwendet die eine *texting apps*, der andere ist schnellere *chats* gewohnt.

Diese Befunde relativieren übrigens auch so manche Beschwerde über die „Beschleunigungen“, denen der Einzelne oder auch die Gemeinschaft momentan vermeintlich gegenübersteht. Beschleunigungsbeschwerden als pauschale Kulturkritik anzumelden – und diese womöglich durch Entschleunigungsmaßnahmen kompensieren zu wollen – wird der Komplexität und Diversität von Lebenssituationen nicht gerecht. Beschleunigungserfahrungen sind sehr stark vom sozialen Umfeld geprägt und tätigkeitsabhängig. Eine Hebamme oder eine Straßenbahnfahrerin kann nur sehr bedingt aufgefordert werden, schneller zu arbeiten. Auch ist die Beschwerde, im Alltag ginge „alles immer schneller“ mitnichten eine exklusive

---

35 Vergleiche hierzu Sieroka 2020c sowie 2020d.



Erfahrung des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Und Beschwerden darüber, dass die Zeit (zu) schnell vergeht, beginnen auch nicht mit der industriellen Revolution des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Bekanntermaßen bemängelte schon Vergil vor über zweitausend Jahren, dass *die Zeit flieht (fugit irreparabile tempus)*.

Besonders kurios wird es dort, wo wörtlich „Beschleunigungsbeschwerden“ angebracht wären. Mit Aufkommen der Eisenbahn vor rund hundertfünfzig Jahren gab es Sorgen genau um die Beschleunigungen und Geschwindigkeiten, denen die Zugpassagiere auf Reisen ausgesetzt sind. Psychopathologien des Schocks und Traumas wurden in diesem Zusammenhang in prominenter Weise verhandelt.<sup>36</sup> Doch die Wahrnehmung hat sich seither komplett umgekehrt. Heute hat der Blick aus dem Fenster eines ICEs oder TGVs, der mit zweihundert oder dreihundert Stundenkilometern dahinzieht, eher etwas Besinnliches, als dass man aufgrund der hohen Geschwindigkeiten und Beschleunigungen nachhaltige Schäden für sein Nervenkostüm befürchtet.

Außerdem trifft auf viele dieser Redeweisen über Beschleunigungen auch die Kritik aus dem letzten Abschnitt zu: Sie stiften eine unstimmige Metaphorik beziehungsweise Vergegenständlichung von Zeit. So kann ein Satz wie „Die Zeit vergeht immer schneller“ nicht dem direkten Wortsinne nach verstanden werden. Tatsächlich wäre eine solche Veränderung ja gar nicht wahrnehmbar: Würde wirklich Zeit schneller vergehen, dann müsste dies ja für sämtliche Prozesse gelten – von den psychischen und physischen Abläufen in meinem Körper über sämtliche gesellschaftliche Geschehnisse bis hin zu allen Naturereignissen. Doch für eine solche Veränderung gäbe es gar kein unabhängiges Maß, weil sie eben alles in gleicher Weise beträfe. Andererseits kann aber auch nicht gemeint sein, dass sich das Vergehen allein der physikalischen Zeit beschleunigt hätte. Ein Tag, so ließe sich dann lakonisch anmerken, dauert vierundzwanzig Stunden – egal, wie gestresst ich bin durch E-Mails, Termine, Messenger-Nachrichten und Fristen.

Dennoch lässt sich leicht rekonstruieren, was wohl gemeint ist mit der Aussage, die Zeit vergehe immer schneller, und mit Redeweisen über die Beschleunigung von Zeit. Und zwar geht es um ein *Verhältnis zwischen Ereignissen* beziehungsweise zwischen Ereignisketten. Denn nur über solche Verhältnisse lässt sich überhaupt etwas über eine vermeintliche „Geschwindigkeit der Zeit“ aussagen. So kann ich etwa die Anzahl der Pendelschwingungen einer Uhr in ein Verhältnis dazu setzen, wie viel Verschiedenes ich währenddessen erlebt habe. Und je nachdem, wie dieses Verhältnis ausfällt, mag das zu Aussagen führen wie „Dieses Spiel war langweilig“

---

<sup>36</sup> Vergleiche Koch 2014.

oder „Dieser Film war kurzweilig“. Aber es sind eben Spiel und Film, die lang- beziehungsweise kurzweilig sind, und keinesfalls „die Zeit“.<sup>37</sup>

Die oftmals beklagten Beschleunigungen haben also nichts direkt mit „der Zeit“ zu tun, sondern mit den Verhältnissen zwischen Ereignissen. Nicht die Geschwindigkeit „der Zeit“ kann zunehmen, aber die Anzahl von bestimmten Ereignissen in Relation zur Anzahl anderer Ereignisse. Nehmen wir als weiteres Beispiel noch eine Paketbotin: Mehr Pakete in der gleichen physikalischen Zeit ausliefern zu müssen bedeutet, dass sich das Verhältnis verändert zwischen der Anzahl der Ereignisse vom Typ „Paketabgabe“ und vom Typ „Fortschreiten des Uhrzeigers“. Da hat sich nicht die Zeit beschleunigt, allerdings hat sich, wenn man es so formulieren möchte, eine relative Frequenz zwischen Ereignissen erhöht: Statt zehn Paketen pro Stunde sind es jetzt zwanzig pro Stunde, die ausgeliefert werden müssen.<sup>38</sup>

## 2.4 Koordinationsprobleme und fehlgeleitete Aufmerksamkeit

Es ist also nicht „die Zeit“, die hier für Schwierigkeiten sorgt – und kann es auch gar nicht sein, weil es sie als Gegenstand oder als Substanz nicht gibt. Stattdessen ist es das Verhältnis zwischen Ereignissen und vor allem unsere – unter Umständen sehr eingeschränkten – Möglichkeiten, diese Ereignisse zu koordinieren und sozusagen in ein harmonisches Verhältnis zu setzen. Hier stellen sich fortwährend Herausforderungen der Art: Ist es sinnvoll einzukaufen, *bevor* ich die Tochter vom Kindergarten abhole, oder lieber *danach*? Und, falls wir tatsächlich erst später gemeinsam einkaufen, wie koordinieren wir dann die weiteren Verpflichtungen des Tages? Auch hier gilt selbstredend, dass viele Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von technischen Faktoren abhängen: Wann muss ich los, wenn ich mit dem Fahrrad

---

37 Im Vorgriff auf die nachfolgenden Kapitel (in denen die Begriffe der Neuerung, Wiederholung und Kausalität erst noch genauer diskutiert werden) sei bereits auf einen anderen Effekt des vermeintlichen Schnellerwerdens hingewiesen: Je älter ein Mensch wird, desto weniger Neues erlebt er tendenziell in seinem Alltag. Sie oder er kennt das sozusagen alles schon. Und so gibt es im erinnernden Nachgang auch entsprechend wenig zu berichten, was dann zu dem Eindruck führt, „die Zeit vergehe im Alter immer schneller“. Verstärkt wird dieser Effekt, wenn wohlbekannte Tätigkeiten nicht mehr so schnell von der Hand gehen. Denn dadurch verringert sich das, was an einem Tag erledigt werden kann – und das trägt ebenfalls zu dem Eindruck bei, „die Zeit vergehe im Alter immer schneller“.

38 Hier von „Frequenzen“ zu sprechen, bietet sich besonders an, wenn die Bezugsgröße die physikalische Zeit ist. Denn als Fachbegriff trägt die Frequenz die Einheit 1/s, also „pro Sekunde“. Es ließe sich aber selbstverständlich auch aus umgekehrter Perspektive davon sprechen, die Paketabgabedauer (gemessen in der Einheit „pro Paket“) habe sich erniedrigt: Statt sechs Minuten pro Paket sind es jetzt nur noch drei.

oder dem Auto rechtzeitig beim Kindergarten ankommen möchte? Und je nachdem, was eingekauft werden muss, kann das womöglich online erledigt werden. Und das berufliche Gespräch, das noch ansteht, kann gegebenenfalls per Videokonferenzsystem erfolgen, sodass ich nicht noch quer durch die Stadt hetzen muss.

Damit soll nicht behauptet werden, solche Koordinationsaufgaben seien einfach zu meistern – und weiter unten wird unter dem Stichwort „Polyrhythmik“ noch ausführlicher auf diese Herausforderung einzugehen sein. An dieser Stelle soll zunächst nur betont werden, *dass* die entscheidenden Herausforderungen eben in der Koordination von Ereignissen liegen und nicht von „der Zeit“ ausgehen. Zeit als eine Substanz oder etwas Materielles zu benennen, das Druck auf uns ausübt und das sich mal schneller und mal langsamer bewegt, erschwert es gerade, die wirklichen und wirkmächtigen Zusammenhänge zu erkennen, die mit der Koordination von Ereignissen zu tun haben.

Hieraus ergibt sich auch eine Art Selbstanwendungsproblem: Wenn wir nämlich Ereignisse koordinieren, so tun wir dies oft, indem wir Termine vereinbaren, sie in einen Kalender eintragen und, bis es endlich so weit ist, womöglich auch noch mal verschieben müssen. Und dieser Prozess beinhaltet selbst wiederum eine Vergegenständlichung und sogar eine sehr konkrete Verräumlichung von Zeit. Das Ereignis – beispielsweise der Arztbesuch, die Ummeldung des Wohnorts oder das Aufziehen der Winterreifen – wird selbst zu einem Objekt, das in meinem Kalender einen bestimmten Raum einnimmt und hin- und hergeschoben werden kann. Weiterhin entbehrt es nicht einer gewissen Tragik, wenn diese Koordinationsaufgabe selbst zu einer Tätigkeit wird, für die im Kalender „Zeit blockiert“ werden muss, weil ich mich zur bloßen *Terminvereinbarung* bereits zu ganz bestimmten Zeiten in die Warteschleifen diverser Hotlines einwählen muss.

Die grundsätzliche und unter Umständen eben leidvolle Problematik, die sich hinter diesem Beispiel verbirgt, beruht auf der besonderen und eingeschränkten Weise, wie hier die Aufmerksamkeit gelenkt wird. Statt um die Inhalte der Ereignisse geht es bei der Vereinbarung von Terminen ausschließlich um deren verräumlichte Ausdehnung und Anordnung in meinem Kalender – und darum, dass womöglich schon diese Vereinbarung selbst wiederum Raum im Kalender einnimmt. Hier wird die Koordination in eigentümlicher Weise zum Selbstzweck.

Eine Variante der gleichen Problematik ist das Unbehagen, das entstehen kann, wenn man länger auf eine Uhr schaut und in besonderer Weise das *Vergehen von Zeit* erlebt. Es ist dann gar nicht relevant, was wirklich geschieht und ob sich im Inneren der Uhr beispielsweise ein Quarzkristall oder eine Unruh befindet und welche Art physikalischer Prozesse, mechanisch oder elektrodynamisch, hier ablaufen. Auch ist nicht mehr relevant, was um mich herum sonst noch passiert. Meine Aufmerksamkeit richtet sich allein auf das regelmäßige Ticken des Zeigers,

das für nichts weiter steht als eben für ein immer gleiches Vergehen von Zeit und das in der Regel als sehr unangenehm erlebt wird.

In gewisser Weise ist eine solche abstrahierende Aufmerksamkeitsleistung ebenfalls eine Vergegenständlichung von Zeit beziehungsweise ein Fehlschluss deplatzierter Konkretheit (worauf ebenfalls in einem der nachfolgenden Kapitel noch zurückzukommen sein wird). Daraus folgt allerdings nicht, dass jegliche Reflexion über Zeiterleben und den Zeitbegriff leidvoll sein muss. Und so bleibt beispielsweise auch umgekehrt zu hoffen, dass diejenigen, die diese Zeilen gerade lesen, dabei nicht permanent auf die Uhr schauen.